

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 196.

Mittwoch, 20. Juli

1932.

Es spukt im Seehaus

Ein heiterer Roman von Marianne v. Ziegler.

(13. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Die Gäste taten dem Festmahl Ehre an, ob sie nun laut die Wirtin lobten wie Reichenbach und der Polizeirat, oder stillschweigend suchten, möglichst auf ihre Kosten zu kommen, wie das rasch und lautlos arbeitende Fräulein Feldmeier und der von seiner weiten Fahrt ausgehungerte August. Unter Ginas Diktat und Gutrums geschickter Beihilfe hatte die dicke Zenzi, die schon konnte, wenn sie nur wollte, sich selbst übertroffen. Selbst Piet dachte nicht an seine kranke Leber und hieb tapfer ein. Chocolat füllte aufs neue sein Glas. „Prost Westhoff!“

Auch Direktor Westhoff hob sein Glas und trank dem Afrikaner, zu, mit dem er sich ausgezeichnet verstand. Kein Wunder, so erklärte Gina ihrem Nachbarn. Sie wären ja beide Großunternehmer, Männer der Weltwirtschaft, markante Persönlichkeiten. Herr Reichenbach wurde genau über ihre Bedeutung unterrichtet, noch genauer als Ginas Kenntnis der Tatsachen eigentlich erlaubte, aber sie verließ sich wieder einmal blindlings auf ihre eigene Intuition. Piets Diamantfelder und Goldgruben breitete sie vor ihrem erstaunten Zuhörer aus wie eine Landkarte, und daß Westhoff der leitende Kopf eines hervorragenden Handelskonzerns war — nun, das oder etwas Ähnliches hatte Krähuber, der ihn kannte, von ihm gesagt, und das Ansehen des Stammgastes entsprach durchaus dieser Vorstellung. Während Möbius bei Ginas dithyrambischer Schilderung einige Unruhe zeigte, hörte Herr Reichenbach mit wohlwollendem Interesse zu. Es gefiel ihm im Seehaus. Etwas sehr Nettes, so eine gut geführte Pension. Man lernte mal was anderes kennen an Land und Leuten, das war nicht zu verachten. Großwunzendorf war schön, besonders weil es ihm gehörte und er dort alles richtig aufgezogen hatte; dazu der famose Weizenboden, der nur leider, an der hiesigen Gegend gemessen, ein bißchen flach war. Aber wenn man das alles dreißig Jahre lang fast ohne Unterbrechung genossen hatte, sah man auch mal gern was Neues. Und mit Mariechen war es ebenso. Die Schlanken, Brünetten hatten ihm von jeher gefallen, und er fand es wirklich nicht übel, daß er mit dieser netten lustigen Frau Hollwed gleich so freundlich vertraut sein durfte, bloß weil sie lächerlicherweise die Schwiegermutter des Jungen war. Allerlei Erinnerungen an seine Münchener Studentenzeit stiegen auf, und er beschloß, seinen Aufenthalt im Süden des Reiches auch diesmal recht von Herzen zu genießen.

Zwischen seiner Ehehälfte und Martin ging das Gespräch zu Anfang etwas zäh. Er hatte nicht die Gabe seiner Frau, ins Blaue hinein loszuschwätzen und sich und andere damit gleich gut zu unterhalten. Kam dazu sein tiefwurzelndes Mißtrauen gegen diese Reichenbachs. Sie sahen aus wie die verkörperte Korrektheit. Würden sie Gutrune, sein Prachtmädel, das heute abend wieder so frisch und strahlend neben ihrem Kurt saß, auch genügend zu schätzen wissen? Daß man die dicke Frau in gute Laune versetzen müsse, war sicher. Aber wie machte man das? Halt, die Hauswirtschaft! Davon sprach sie

sicher gern. Nicht daß er selbst etwas davon verstand — aber er hatte doch so manchen Vortrag seiner Frau darüber anhören müssen, und er wünschte nun nachträglich, er hätte besser aufgepaßt. Da war z. B. das Einkochen — sicher spielte das in Großwunzendorf auch eine Rolle. Ja, in der Tat. Mariechen lebte sichtlich auf, als ihr Nachbar dies ihrem Herzen teure Thema anschnitt. Bereitwillig gab sie Bescheid und ließ vor Martins geistigem Auge ganze Schatzkammern erstehen, in denen sich auf sauberen Wandbrettern untergebracht und mit genauen Inhalts- und Datumsangaben versehen, die wohlgefüllten Gläser reichten. Ob Hollweds das auch so hätten?

„Ja, so ähnlich“, antwortete Martin; er gedachte dabei der etwas düsteren Höhle, die in seiner knappen Atelierwohnung neben Besen, Rucksäcken und Fahrrädern auch die Ekvorräte aufnehmen mußte, und fügte ehrlich bei: Nur daß wir im Raum so beschränkt sind, was meine Frau, sehr bedauert. Aber einkochen, das tut Gina natürlich auch; sie hat es dann furchtbar wichtig, niemand darf sie stören, und wir müssen froh sein, wenn wir an solchen Tagen unser Mittagbrot bekommen.“

Dies hörte Frau Mariechen gern, und noch lieber hörte es Frau Kittn, die sich sogleich ins Gespräch mischte, um ihr Bedauern auszudrücken, daß so viele Männer unter der mangelhaften Arbeitseinteilung ihrer Frauen leiden müssen. Bei ihr gehe alles wie am Schnürchen, es sei eine ganz falsche Anschauung, daß eine gute Hausfrau immer außer Atem geraten müsse. Wenn man rechtzeitig beginne, sei es durchaus unnötig, wie ein Wirbelwind im Hause herumzufahren — eine nicht mißzuverstehende Anspielung auf Ginas temperamentvolle Regierungsart, die Frau Reichenbach zum Glück heute noch nicht erfassen konnte. Aber Gina selbst spitzte bereits die Ohren; es entging ihr auch nicht, wie die Frau Ministerialdirektor sich weiterhin häusliche Talente anmaßte, die ihr doch in Wirklichkeit vollkommen mangelten.

„Wenn ich gezwungen wäre, eine Pension zu führen — ich würde meine Gäste immer erstklassig verpflegen, und das nicht nur an besonderen Festtagen, sondern auch die ganze Woche hindurch. Kristandellen gäbe es bei mir nie“, verkündete die Widersacherin mit spitzer Stimme in deutlichem Hinweis auf den Vorabend im Seehaus, wo Gina allerdings wegen der vielen Arräumungsarbeiten gefunden hatte, die lieben Gäste könnten sich auch einmal mit diesem Verlegenheitsgericht begnügen.

Gut, daß es Zeit war, die Tafel aufzuheben und sich anders zu gruppieren; die Hausfrau fühlte ein Krabbeln in den Fingerspitzen. Sie mußte ihr Herz erleichtern und tat dies gegen den gesättigt strahlenden Polizeirat Heinrich, der als erster auf sie zutrat, um ihr eine gesegnete Mahlzeit zu wünschen. „Eine schreckliche Pension, finden Sie nicht auch?“ fragte sie ihn mit einem

finsternen Seitenblick auf Frau Kitty. „Sonst haben wir lauter so liebenswürdige Menschen im Hause“, — der Angeredete verbeugte sich geschmeichelt — „nur diese Dame macht es mir schwer. Ich würde ihr schon einmal meine Meinung sagen, aber das geht nicht, weil so viel für uns davon abhängt, daß sie zufrieden ist.“

„Ja, was denn?“ fragte Heinrich neugierig.

„Nun, Ihnen kann ich es wohl sagen. Es handelt sich um meinen Mann; er soll nächstens zum Professor an der Kunstschule ernannt werden, und Ministerialdirektor Gaedede ist hier der Ausschlaggebende.“

„Na und...?“

„Wieso und? Es ist doch ganz natürlich, daß ich die Launen einer Frau geduldig ertrage, die auf die Absichten meines Mannes solchen Einfluß haben kann.“

Der Polizeirat brach in ein fröhliches Gelächter aus. „Das war ein ganz unnötiges stilles Heldentum von Ihrer Seite, meine Gnädigste. Ich glaube nicht, daß mein Freund Friß Gaedede etwas dagegen hat, wenn Sie mal deutsch mit ihr reden. Er selbst hat sich mir gegenüber schon des öfteren über diese Dame ausgesprochen, von der er seit fünfzehn Jahren geschieden ist.“

Frau Hollwed ließ sich auf die nächste Bank fallen. „Aber sie nannte sich doch immer Frau Ministerialdirektor...“

„Ja, das tut sie. Sie avanciert seit fünfzehn Jahren mit ihm fort, obwohl er sich das immer wieder verbittet.“

„Martin, Martin!“ rief Frau Hollwed und winkte aufgeregt ihren Gatten herbei. „Höre doch, bitte!“ Der Polizeirat mußte seine Geschichte mit allen Einzelheiten wiederholen. Martin nahm den Fall nicht sehr tragisch. „Ich habe mir von ihrer hohen Protektion nie viel erwartet. Will man mich haben, so werde ich auch ohne sie Professor. Aber wir wollen nicht vergessen, daß sie nun einmal unser Gast ist.“ Doch Gina lachte über. „Diese unglaubliche Person! Wenn ich ihr den Stuhl schon nicht vor die Tür setzen kann, so lasse ich mir wenigstens jetzt nichts mehr von ihr gefallen. Sie soll mich kennen lernen! Ihre Ansprüche können einen ja zur Verzweiflung bringen! Und dies Besserwissen und ewige jugendliche Getue und das Augendedelgeklapper, das hab ich nun alles ganz umsonst ausgehalten! Sie belästigt ja unsere Herren geradezu. Sehen Sie sie nur jetzt wieder an!“

In der Tat sah Frau Kitty höchst malerisch in ihrem weißen Kleidchen auf dem Geländer der Veranda, zeigte die schlanken Beine bis übers Knie, ließ das Licht eines Vampions auf ihr blondes Haupt strahlen und himmelte zu Herrn Möbius empor, der schön und einfüßig wie zu meist neben ihr stand. Sollte man dies noch länger ertragen? Die Gaedede tat ja, als sei sie die einzige Dame und alle Männer nur wegen ihr allein da, hier hatte Frau Gina auch noch ein Wörtchen mitzureden; vor dieser alten Kokette streckte sie noch lange nicht die Waffen. Vergessen war die resignierte Stimmung des Vorabends, vergessen die guten Vorsätze, neben Frau Reichenbach als gelebte Schwiegermutter ihres Amtes zu walten. Wütend lief sie an dem Paar vorüber ins Haus, nicht ohne der Widersacherin im Vorbeiweg noch ein spöttisches „Viel Vergnügen“ zuzurufen.

Der Gangspiegel gab ihr Bild in dem ernsthaften dunkelgrünen Kleid zurück; sie zeigte ihm im Vorbeieilen die Zunge. „Das könnte ihr so passen“, dachte sie, griff in die nächste Blumenschale und steckte ein paar rote Nelken hinter das Ohr. An der Kleiderablage hing ihr buntes Tuch — her damit, wenn ihr auch eher heiß als kühl war; so drapiert sah man gleich ganz anders aus. Mit einem Sprung war sie wieder draußen im Freien. „Carmen, ich liebe dich!“ begrüßte sie der überraschte Vater Reichenbach, indem er mit verdrehten Augen die Hand auf die Herzgegend seiner Weste drückte, während Mariechen erschrocken die hellblauen Augen aufriß. Sie hatte es ja gewußt, daß noch schreckliche Dinge kommen würden...

„Nun wollen wir für die Stimmung sorgen!“ verfügte die verwandelte Hausfrau. „Schnell, August, und du auch, Kurt, rückt einmal Tisch und Stühle in der

Veranda beiseite. Herr Direktor Westhoff, Sie haben ja Ihr Elektrola, wie wär's damit? Erst ein paar Drehebesten zum Eingang — dann gibt jeder etwas zum besten. Ganz gleich was, immer nach dem persönlichen Talent und Geschmack. Drücken darf sich niemand! — Nein, bleiben Sie doch hier!“ Dieser Ruf galt dem bescheidenen Fräulein, das eben im Begriffe war, lautlos das Weite zu suchen. Es fiel ihr ein, daß die Feldmeier als Entgelt für die großen Mengen guten Futters, die sie eben wieder zu sich genommen hatte, nun auch nützliche Arbeit leisten könnte, wenn man sie neben Frau Reichenbach setzte, um diese Dame zu unterhalten, denn sie selbst hatte jetzt dafür weder Lust noch Zeit. Also her mit der Ausreißerin! Wir sehen ja so wenig von Ihnen — außer den Mahlzeiten! Leisten Sie uns doch ein wenig Gesellschaft.“

Westhoff hatte schon den Sprechapparat aufgestellt, und die schrillen Klänge des neuesten Jazzschlagers durchschnitten die Stille der Sommernacht. „Also, bitte meine Herrschaften, wer trägt etwas vor?“

Der Polizeirat erbot sich als erster und blies unter allgemeinem Beifall auf einem Kamm mit gefühlvoll verdrehten Augen „Guter Mond, du gehst so stille...“ Durch den Erfolg dieses Anfangs ermutigt, stieg der stattliche Herr Reichenbach, ehe Mariechen es verhindern konnte, auf einen Stuhl, begann wie ein Hahn zu krähen, mit den Flügeln zu schlagen und ließ allerhand weitere Tierstimmen folgen, die er der Natur glücklich abgelauscht hatte. Das ferne Anschlagen einiger Hunde begleitete die Darbietung, an der Martin Hollwed, ebenfalls Spezialist auf diesem Gebiete, sich bald beteiligte. Dann drohte eine Pause zu entstehen, die August, der Sohn des Hauses, mit Kopfstehen und Rad schlagen ausfüllte, nachdem er Herrn Reichenbachs anzügliche Bitte nach einem Radfahrkunststück mit etwas rotem Kopf abgelehnt hatte.

„Nun, Frau Gaedede“, ließ sich hierauf Ginas honigsüße Stimme vernehmen (nie mehr würde sie ihr den angemachten Titel gönnen) — wollen Sie, bitte, als erste unter den Damen — du erlaubst doch, Mariechen? — zeigen, was Sie können? Ich möchte vorschlagen, daß sie uns ein Kochrezept vortragen — Sie sind ja darin Meisterin; nur verspreche ich nicht, daß ich Ihr Rezept ausführe, denn das letztemal hatte ich damit kein Glück. Die gnädige Frau hatte nämlich vergessen zu bemerken, daß auch Eier zu der Süßspeise gehörten, die sie mir so warm empfahl, und da wurde es kein Pudding, sondern ein Brei“, wandte sie sich erklärend an Frau Reichenbach, die mitleidig den Kopf schüttelte.

Frau Kitty war unter ihrem Puder etwas blaß geworden, erhob sich aber resolut und lächelte mit den kirschroten Lippen. „Nun, ich kann ja irgend etwas anderes rezitieren, wenn ich auch nicht behaupte, darin unübertrefflich zu sein!“ Und etwas geziert sprach sie ein paar sentimentale Verse... Man applaudierte pflichtgemäß, aber Frau Hollwed stellte mit Befriedigung fest, daß es nicht recht von Herzen kam. Dazu kommandierte sie: „Setzt wieder ein Herr. Meldet sich niemand? Herr Möbius, auf, wir wollen Taten sehen!“

(Fortsetzung folgt.)

Sommer.

Glück der Erde:

Blühen, und Frucht-Tragen.

Erde!

Niemals bist Du mütterlicher,
Als in der Mittagshöhe des Jahres.

In der Wärme des Sommers

Leuchtet Dein Glanz.

Und in den heißen Nächten

Steigt aus Deinem Herzen

Mit dem Duft des Reisens

Wissen und Ahnung.

— Glück, Leid und Sehnsucht —

Vom Werden, Sein und Vergehen

Hinauf zu den sternweiten Geheimnissen

Des Lebens, der Liebe und des Todes.

J. D. Ungerer.

Das Buch des Polykrates.

Von Wilhelm Lichtenberg.

Ich machte bei Herrn Siebzehner eine Vormittagsvisite. Herr Siebzehner ist ein einflussreicher Mann und gilt was in Literaturkreisen. Ich weiß schon, warum ich bei Herrn Siebzehner ab und zu Morgenvisiten mache.

Zum Abschied holte er aus seinem Schreibtisch ein Buch in Lexikonformat hervor und überreichte es mir lächelnd: „So, lieber Freund! Mein neues Werk. Mit einer Widmung für Sie. Nehmen Sie es mit, und lesen Sie es. Es wird Sie belehren und bereichern.“ Ich hielt den schweren Band in der Hand. Das den Titel des Werkes. Wunder schöner Titel: „Über das Familienleben der Bakterien.“ 549 Seiten. Großformat. Mit einem verlegenen Lächeln fragte ich: „Verzeihung, verehrter Herr Siebzehner, wäre es nicht möglich, daß ich mir Ihr Werk über das Familienleben der Bakterien morgen hole? Es ist jetzt Vormittag, und ich werde den ganzen Tag unterwegs sein.“ — „Rein“, meinte er, „nehmen Sie es nur mit. Wer weiß, was sich morgen ereignet.“ Sie werden ein wenig Mühe haben mit meinem Buch, aber die Mühe wird belohnt werden.“

Nach einigen Minuten stand ich mit dem „Familienleben der Bakterien“ auf der Straße. Der Arm begann bereits zu schmerzen. Ich hatte gar nicht gewußt, daß die Bakterien ein Familienleben haben, das sich über 549 Seiten erstreckt. Was tun? Da fiel mir ein: Vor einigen Tagen hatte ich in einem Café meine goldene Tabatiere liegenlassen und sie nicht mehr wiederbekommen. In diesem Café, dachte ich, kann man Herrn Siebzehners Bakterien ruhig vergessen.

Es waren sehr wenige Menschen im Café, und die anwesenden Kellner beschäftigten sich fast ausschließlich mit mir. Das Buch hatte ich in eine Ecke gelegt, um das Vergessen besser motivieren zu können. Zuerst kam ein Ober, schob das Buch näher an mich heran und meinte väterlich-besorgt: „Damit Sie es nachher nicht liegenlassen.“ Ich schob es wieder beiseite. Ein zweiter Kellner kam, schob es mir wieder zu und sagte wieder dasselbe. Das ging so eine Weile hin und her. Endlich wurde mir die Sache zu dumm. Ich zahlte und wartete den geeigneten Moment ab, bis niemand auf mich achtete. Dann lief ich fluchtartig aus dem Lokal. Aufatmend stand ich auf der Straße. Nur einen kleinen Augenblick. Plötzlich sah ich Hast und Aufregung durch die großen Fenster Scheiben des Cafés. Die Kellner liefen dem Ausgang zu. Einer von ihnen hielt mein Buch in hochgehobenen Händen. Ein Rudel weißbejackter Männer umringte mich. Passanten blieben stehen und umringten mich gleichfalls. Im Triumph wurde mir das „Familienleben der Bakterien“ eingehändigt. Meine goldene Tabatiere war ohne Triumph in eine andere Westentasche übergegangen. Verlegen lächelnd nahm ich den Band in Empfang. Danke. Aber die Weißjaden entfernten sich noch nicht. Rein. Sie erwarteten ihr Trinkgeld. Ich gab es. Eigentlich waren es ja fünf Trinkgelder. Denn jeder der Kellner wies auf seine besonderen Verdienste hin. Einer hatte das Buch gesehen, der andere hatte es an sich genommen, ein dritter hatte die Idee gehabt, es mir nachzutragen, ein vierter hatte es übernommen, und der fünfte hatte mich angerufen.

Also los! Weiter! Den schweren, dicken Band im Arm. Wo — das war die qualende Frage, die mich jetzt beschäftigte — entledigt man sich eines Gegenstandes, den man nicht mehr wiederbekommen will? In der Straßenbahn. Wenn alle Dinge, die ich bisher in der Straßenbahn liegenließ, abgegeben worden wären, man hätte ein eigenes Fundamt für mich errichten müssen. Die Straßenbahn war dicht besetzt, die Leute standen Fuß auf Fuß. Ich ergatterte mit Mühe einen Eckplatz. Nach vier Haltestellen stieg ich aus. Das Buch blieb in der Ecke. Ich hörte nur noch, wie der Schaffner das Abfahrtsignal gab. Gerettet! Plötzlich — ein ohrenzerreißendes Bremsen des Wagens. Durcheinanderpurzelnde Menschen. Schreien, Winken! Und schon entstand eine Verkehrsstörung. Die Autos konnten nicht vorfahren, die nachfolgenden Straßenbahnen bildeten eine lange Kette, Menschen sammelten sich an, Schulleute eilten herbei. Zwei beherzte Männer sprangen vom Wagen. Das Buch trugen sie gemeinsam. Sie kamen auf mich zu. Überreichten mir feierlich meinen Band. Nahmen meinen gestammelten Dank in Empfang. Klopfen mir herablassend auf die Schulter, und einer sagte vorwurfsvoll: „Na, nächstens vergessen Sie Ihren Kopf im Wagen!“ Vergessen? Nein, das war nicht mehr möglich; denn ich hatte ihn schon verloren. Langsam löste sich der Verkehrsauflösung. Schimpfen, Fluchen, Erbitterung ringsum. Ich mußte auf offener Straße Grobheiten entgegennehmen, als ob ich darum gebittelt hätte.

Es blieb nichts übrig. Ich hatte dem „Familienleben der Bakterien“ ein besseres Schicksal gewünscht, aber es war mir zu schwer. Es drückte und beengte mich. Es zog mich fast zu Boden. Und jetzt stand ich auf einer Brücke... Unten zogen aufgeregt und regengepeitscht die grauen Fluten des Stromes vorbei. Ein Entschluß — ein Wurf — und auf den Wellen trieb das Buch des Polykrates... Zwei Arme reckten sich in der Richtung des treibenden Buches... Ein Aufschrei aus Frauenmund... Im Nu eine Ansammlung über das Brückengeländer gebeugter Menschen-

leiber... Ich wollte verschwinden. Aber jemand hielt mich am Arm fest: „Bleiben Sie... Es muß doch...“ Am Ufer war man bereits auf das halb versinkende Buch aufmerksam geworden. Auch dort gab es bereits erregte, gestikulierende Menschen. Ein Floß wurde frei gemacht. Zwei Leute ruderten in die Strömung hinaus. Bei diesem Wellengang keine harmlose Angelegenheit. Ich konnte nicht mehr verschwinden, denn man hatte mich in die Mitte genommen und sprach von allen Seiten tröstend und beruhigend auf mich ein. Besonders nett war ein alter Mann, der mir immerzu versicherte: „Es wird gelingen... Sie werden sehen... Man fischt es wieder heraus... Die waderen Männer...“ Die waderen Männer fischten es tatsächlich heraus. Nach erbittertem, heldenmütigem Kampf gelang es. In langer Prozession ergossen sich die Menschen vom Flußufer auf die Brücke herauf. Ich bekam das triefende, aufgeweichte Buch eingehändigt. Es beschmutzte meinen Rock, das Wasser troff auf meine neue Hose herab, rann mir in die Schuhe. Ich stotterte heißen Dank und wollte gehen. Aber die beiden waderen, beherzten Männer stellten sich mir in den Weg: „Sehr... gestatten schon... wir sind Arbeitslose...“ Ich griff in die Brieftasche. Ich zückte ein Trinkgeld, das weder der eingesehten Lebensgefahr der beiden, noch meinen Verhältnissen entsprach. So gering und so hoch war es.

Ein paar Straßen weiter. Endlich winkte mir Rettung und Erlösung. Man besetzte dort den Asphalt der Straße aus. Ein offenes Feuer brannte in einem Becken. Verstört und entnervt trug ich das Buch in der Hand. Wohin damit? Ins Feuer damit! Ins Feuer mit diesem unseligen Buch des Polykrates. Hahaha! Herrn Siebzehners Buch von den Bakterien ist nicht Mahabb, der Herr der Erde, daß es aus dem Feuer auferstehen könnte! Rein, das nicht. Aber ein öffentliches Argernis ist es, Bücher von 549 Seiten Umfang auf der Straße in ein offenes Feuer zu werfen. Während die verzögerten Flammen hochzügelten, nahm ein Wachbeamter meine Personalien auf. Ich werde zu Gericht müssen, meinte er streng. Und die Sache werde mich teuer zu stehen kommen.

Wenn auch! Ich hatte mich vom „Familienleben der Bakterien“ getrennt. Ich konnte frei ausschreiten. Ich konnte meine Besorgungen machen.

Konnte ich?

An der nächsten Straßenecke traf ich das Auto des Herrn Siebzehner. Er winkte mir zu und ließ das Auto halten. „Hallo, lieber Freund, wo haben Sie mein Buch?“ — Ich stammelte etwas von In-der-Straßenbahn-Vergessen und von tausend Entschuldigungen... Er nickte in gnädiger Stimmung: „Kann vorkommen... Kann vorkommen... Wenn Sie es in der Straßenbahn vergessen haben, kriegen Sie es niemals wieder. Aber wissen Sie was, Sie sollen nicht der Leidtragende sein. Ich fahre jetzt ohnehin nach Hause. Sie kommen mit mir. Ich gebe Ihnen ein anderes Exemplar meines Buches. Das nehmen Sie sich gleich mit. Und die Sache geht in Ordnung.“

Die Sache ging in Ordnung. Ich trug das Buch des Polykrates den ganzen Tag lang mit mir. Ich trug mich schief, ich trug mich krumm, ich trug mich lahm. Aber ich habe keinen Versuch mehr unternommen, es loszuwerden.

Wozu auch? Wenn man Glück hat, hat man eben Glück. Ich glaube, man hätte mein Buch auch in eines Fisches Magen wieder entdeckt und es mir gebracht. Die Götter wollten mein Verderben. Und ich hätte es keinem Gast abelgenommen, wenn er sich mit Grausen gewendet hätte.

Der geschmuggelte Kimono.

Von Adolf Harsli.

Herr Bärenfänger hat ein Bild verkauft und schwirrt seit vier Wochen in der Weltgeschichte herum. Jemandwo im Süden, auf Mallorca oder Minorca — ich weiß nicht genau. Herr Bärenfänger hat zu Hause eine Braut, eine wirkliche, sozusagen amtliche Braut — der Papa ist Vertreter in Autogebührteilen und verdient ein niedliches Stüddchen Geld — und sie schreiben sich jeden geschlagenen Tag zwei Briefe. Oder drei. Jedenfalls, verstehen Sie, so eine richtiggehende Liebe, wirklich rührend.

Na, endlich gehen Herrn Bärenfängers Kröten zur Reige, und dann die Sehnsucht — Gott, man weiß doch, wie so Brautpaare sind — kurz, Herr Bärenfänger läuft dort in Mallorca oder Minorca für seine Braut ein reizendes Geschenk, einen echten japanischen Kimono, gelbe und rote Stickerei auf lila Seide, Männerchen, Frauenchen, Kinderchen, Reiterchen, im Hintergrund so Häuschen mit Glöckchen — Sie haben ja sicher auch schon solche Sachen gesehen — werden in Arefeld fabriziert — also so einen echten japanischen Kimono kauft Herr Bärenfänger für seine liebe Annemieze. Seht sich auf den nächsten Dampfer und fährt nach Hause.

Acht Tage später kommt er in Amsterdam an. Schön. Aber nun muß Herr Bärenfänger durch den holländischen Zoll! Denn

auf echte japanische Kimonos sind die holländischen Zollbeamten furchtbar happig, hat der Hofmeister auf der „Orania“ gesagt. Und am besten trage Herr Varenfänger den kostbaren Kimono unter seiner Unterleibung auf dem bloßen Leibe. Da könnte ihm nichts passieren. Herr Varenfänger sagt „Schönen Dank!“, geht in seine Kabine und zieht den Kimono an. Steht ihm blendend. Kunststück bei einem echtjapanischen Kimono. Unterzeug darüber, den Augus an — tipptoppe Idee, sieht kein Mensch.

Klappt auch famos an der Grenze. Die holländischen Beamten kommen, „Haben Sie großes Gepäck im Gepäckwagen?“

„Nein“, sagt Herr Varenfänger, „nur hier diese zwei Koffer!“ Die Beamten grüßen und gehen weiter. Sehen noch nicht mal die Koffer nach. Furchtbar anständig.

„Ist die Zollrevision schon zu Ende?“ fragt Herr Varenfänger sein Gegenüber. Anscheinend Holländer.

„Ja, ja, ja“, und zwinkert so mit den Augen — der Wijnheer hatte wohl auch so allerhand — was?

„Natürlich!“ grinst Herr Varenfänger und freut sich wie ein Schneekönig über den gelungenen Schmuggel.

„Na, denn ab ins, in meine Reise!“ sagt der Holländer. Lüftet seinen Hut und steigt aus. Herr Varenfänger ist allein.

Dauert auch nicht lange, zieht der Zug an. Beste Gelegenheit, denkt Herr Varenfänger, den echtjapanischen Kimono auszuziehen. Denn er sitzt ihm ein bißchen arg eng, und überhaupt, bei der Hitze, Herr Varenfänger transpiriert ziemlich stark — was soll ich Ihnen da viel erzählen, Herr Varenfänger knüpft sich seine Weste auf, Rock und Hose aus, das Unterzeug rasch herunter — Herr Varenfänger steht da in dem echtjapanischen Kimono und glänzt und strahlt wie der Schah von Schweignichtwo zu Weihnachten.

Kums, hält mit einem Aud der Zug, Herr Varenfänger fällt rüchlings auf einen Sitz, die Abteiltüre wird aufgerissen — zwei deutsche Zollbeamten. Herr Varenfänger glänzt immer noch wie der Schah von Schweignichtwo. Aber nur äußerlich. Von Weihnachten kann gar keine Rede mehr sein. Noch nicht einmal von Peter und Paul. Mit einem Wort: eine scheußliche Situation.

„Ziehen Sie sich an und kommen Sie mit!“ sagte der eine Beamte.

„Ziehen Sie das aus!“ sagt der andere Beamte.

Beamte lagen viel, wenn der Tag lang ist. Wir armen Leute können dann sehen, wie wir zurechtkommen. Herr Varenfänger jedenfalls weiß es nicht, Herr Varenfänger ist wie vor den Kopf geschlagen. Sitzt auf der Bank, in seinem echtjapanischen Kimono wie in Windeln gewickelt, und er fliert die beiden Beamten an.

Ja, und dann — und dann wird die Abteiltür wieder aufgerissen und Annemieze klettert herein. Und hinter ihr der Papa. Sind bis zur Grenze im Auto gekommen — Vertreter in Autozubehörteilen können sich das leisten, geht unterwegs was kaputt: hinten im Kasten liegen Mutttern, Schrauben, Zylinder, Düsen und so — ich verstehe nicht viel davon —, haben Sie unterwegs einen „Plattfuß“: Gott, was spielen ein paar neue Schläuche bei dem Geschäft schon für 'ne Rolle, und so weiter und so weiter — also, wie gesagt, Annemieze und ihr Papa kommen da ins Abteil geklettert. Wollten Herrn Varenfänger überraschen. Gelingt auch großartig, die Überraschung. Beiderseitig.

„Egon-Maria!“ schreit Annemieze und — na, in Ohnmacht fiel sie gerade nicht, moderne Mädchen haben so einen altbackenen Rauber nicht mehr nötig. Aber sie klettert zurück, sagt: „Komm, Papa, einen Hanswursten heirate ich nicht!“ Und rein ins Auto. Papa gibt Gas, ab nach Hause. Vertreter in Autozubehörteilen sind so kurz entschlossen und wer nicht will, der hat schon. Jawohl.

Herr Varenfänger beginnt zu weinen. Ganz furchtbar. Einen Schloßhund haben Sie noch nicht so weinen sehen wie Herrn Varenfänger. Gar nichts, rein gar nichts ist mit ihm aufzustellen. Die Beamten müssen ihn anziehen und dann muß er die Koffer aufschließen. Und weil er nichts Zolspflichtiges hat —

„Und der — der Ki — Kimono?“ schluchzt Herr Varenfänger. Ihn trösten sie ihn und klopfen ihm freundlich den Rücken, den könne er ruhig mitnehmen, der kostet nichts, der hat für sie keinen Wert.

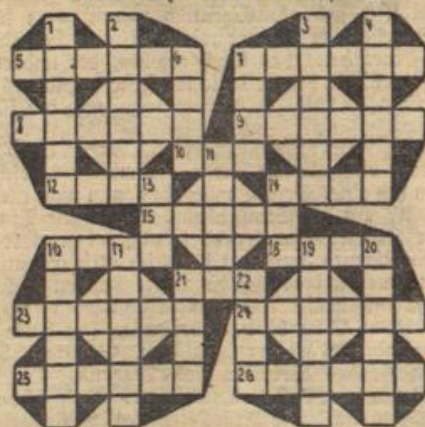
Ein echtjapanischer Kimono keinen Wert! Na ja — Beamten! Und weiter? — Weiter ist eigentlich nichts. Die Verlobung ging wirklich auseinander. Es war eben doch nicht die echte Liebe bei Annemieze. Unter uns, sie hatte schon während der Abwesenheit Herrn Varenfängers mehr als billig mit einem jungen Manne aus der Nachbarschaft geliebäugelt. Vater hat gutgehenden Pralinenladen. Davon hat ein junges Mädchen mehr als von Ölildern und solchem verfliegenen Kunststam. Na, und diesen Herrn hat sie dann auch geheiratet. War auch Annemiezens Papa lieber. Denn so ein Maler — Gott ja, was versteht der schon vom Autozubehörteilegeschäft!

Den echtjapanischen Kimono hat Herr Varenfänger in den Kleiderschrank gehängt. Erstens aus Kummer und zweitens wegen der Motten. Denn die vergiften sich alle an seinen Farben und sterben davon wie die Fliegen.

Wie groß ist der von den Sternen eingenommene Teil des Himmels? Im „Journal of the British Astronomical Association“ ist festgestellt worden, daß der gesamte von den Sternen eingenommene Teil des Himmels nur etwa den zwanzigbillionsten Teil des Himmelskugels beträgt. Anders ausgedrückt würde das bedeuten, daß ein Lichtstrahl, der von der Sonne in den Weltraum ausgesandt wird, nur die Wahrscheinlichkeit von einem zwanzigbillionstel hat, auf einen anderen leuchtenden Stern zu treffen. Alle uns bekannten Sterne zusammen bedecken nur eine Fläche, die einem Kreis von nicht einmal einer Bogensekunde Durchmesser gleichkommt.

Hundert Jahre Visitenkarte. Ein Mann wird danach eingeschätzt, wie er seine Frau anzieht. Dies Wort wurde von den Schöpfern der Mode erfunden. Mit ebenso großem Recht gilt der Satz: „Die erste Einschätzung für den Herrn, sei es privat, sei es im Beruf, ist die Besuchskarte.“ Ihr „Styl“ entscheidet sehr häufig über die erste Aufnahme, ja nicht selten eröffnet sie erst die Türen maßgebender Persönlichkeiten. Noch heute enthält jeder moderne „Knigge“ ein mehr oder weniger ausführliches Kapitel über die Art und die Verwendung der Besuchskarte. Die Besuchskarte oder Visitenkarte ist bald nach Erfindung der Buchdruckerkunst verwandt worden. Sie fand ihre Veredelung mit der Erfindung der Lithographie und ihre Entwicklung zu höchster kultureller Vollendung erst durch den Kupferdruck, der in Kupfer gestochenen Druckplatte. Während der Kupferstecher als Künstler und Kunsthandwerker schon seit je die Welt mit seinem Schaffen erfreute, gibt es die kupfergestochene Schrift als Selbstzweck erst seit etwa hundert Jahren. Damals gründete der Kupferstecher S. Nathan in Hamburg eine Kupferstecherei für Geschäftspapiere und Besuchskarten. Er war eine in Hamburg durch weit über seinen Beruf hinausragende Kenntnisse auf allen Gebieten des Wissens und der Kultur geachtete Persönlichkeit. In seinem 80. Lebensjahr starb er noch anlässlich der Pariser Gewerbe- und Industrie-Ausstellung 1889 Schillers „Lied von der Glocke“ in Kupfer, in so feiner Schrift, daß sie selbst von einem guten Auge kaum gelesen werden konnte. Alles, was in Deutschland einen Namen hatte, die Regierungen des In- und Auslandes, die Diplomaten des Kontinents, die Aristokratie des Geistes und Geldes, waren und wurden treue Kunden dieser Firma.

Kreuzworträtsel.



Waagerecht: 5. Gewitterzeichen. 7. Deutsch für „Magie“. 8. Seemacht. 9. Werkzeug. 10. Römischer Gott. 12. Mädchennamen. 14. Baum. 15. Gebirge in Südamerika. 16. Geflügelart. 18. Besucher. 21. Ausländischer Wiederkäuer. 23. Erzieher. 24. Bezeichnung für „Neger“. 25. Landschaft. 26. Vogel. — Senkrecht: 1. Teil des Jahres (Mehrzahl). 2. Reich in Asien. 3. Krebsart. 4. Mädchenname. 6. Papiermaß. 7. Nummer. 11. Auszeichnung. 13. Kadaver. 14. Schmal. 16. Teil des Hauses. 17. Himmelsrichtung. 19. Monatsname. 20. Küchengerät. 21. Temperatureinheit. 22. Lurch.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nummer 189: Waagerecht: 2. Salta. 4. Flibder. 6. Arie. 7. Null. 9. Gnu. 11. Frieda. 12. Nieren. 13. Rad. 15. Anis. 17. Nare. 18. Elberg. 19. Narbe. — Senkrecht: 1. Etern. 2. Sole. 3. Afen. 4. Fidelio. 5. Ruhetag. 6. Adria. 8. Liebe. 9. Gar. 10. und 14. Albert. 16. Senn. 17. Arbe.